



**VENA CORK**

**GALERIE**

**DER**

**ANGST**

Weltbild

Auf der Straße hört sie Schritte hinter sich. Ein Augenpaar scheint ständig auf sie gerichtet. Seit dem Tod ihres Mannes, eines berühmten Künstlers, fühlt sich Rosa Thorn verfolgt. »Jetzt werd mal nicht hysterisch!«, sagt sich die energische junge Witwe wieder einmal, als sie von einer Vernissage allein nach Hause kommt – da blickt ein Mann von draußen durchs Fenster ...

Unaufhaltsam gerät Rosa in die Falle eines Psychopathen, der im Schutz der exzentrischen Londoner Kunstszene ungestört sein Unwesen treibt. Als sie beschließt, sich endlich zu wehren, scheint alles zu spät: In den Kellerverliesen einer der wichtigsten Galerien der Stadt sind die Kunst und der Tod eine höchst unheilvolle Allianz eingegangen ...

## **Rosa Thorn-Reihe**

1. Augen in der Nacht
2. Galerie der Angst
3. Bühne des Todes

Vena Cork

# Galerie der Angst

Thriller

Aus dem Englischen von Peter Durin

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Vena Cork lebt mit ihrer Familie in London. Sie hat als Schauspielerin und Lehrerin gearbeitet und sich nun ihren Traum vom Schreiben erfüllt.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Art of Dying.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Vena Cork

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Knauer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Peter Durin

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-095-1

Für Jean, wie immer mit Liebe

Die Spitze des Messers schnitt ins Fleisch, und als die ersehnte Flüssigkeit seinen nackten Bauch purpurn erblühen ließ, verspürte er Erleichterung.

Doch das, was in ihm brodelte, war zu mächtig, um durch einen einzigen armseligen Schnitt besänftigt zu werden. Er stand kurz vor einer Explosion. Was das Messer befreit hatte, war ein Rinnsal verglichen mit dem Strom aus Magma, der in ihm tobte.

Er begann auf und ab zu gehen, versuchte seine Wut unter Kontrolle zu bekommen. Als sein Blick auf das Metallica-Plakat über seinem Bett fiel, stürzte er unter lautem Gebrüll darauf los und schlug den Kopf gegen die Wand.

Als er im ersten Semester den Löwen, ganz in schwarzem Leder und mit verfilzter Mähne, die Mantras des Heavy Metal herunterbeten hörte, hatte er erwähnt, dass er selbst gerade den letzten Metallica-US-Import erstanden hatte. Der Löwe hatte ihn ignoriert, zu beschäftigt damit, seiner weiblichen Anhängerschaft zu imponieren.

Die Hexe war die Einzige gewesen, die reagierte. »Stehst du auch auf Heavy Metal?«, hatte sie gefragt. Er hatte genickt. Sie hatte ihm in die Augen gesehen und mit ihrer rauhen Stimme gekichert: »Die Betonung liegt auf heavy, Kleiner. Da kommst du vielleicht nie hin, also vergiss es.« Alle hatten gelacht, und er hatte sich bei der ersten Gelegenheit unauffällig verdrückt.

Dieses Muster, auf den Arm genommen oder ignoriert zu werden, war ihm nur zu vertraut. Wie oft hatte er sich in der Bar zu ihnen gestellt, nur um mitgeteilt zu bekommen, dass sie gerade im Aufbruch waren. »Dann bis später.« Sie schienen nur dann von ihm Notiz zu nehmen, wenn er eine Runde ausgab. Dann hieß es: »Prost, Kumpel.« Doch gleich darauf kehrten sie ihm wieder den Rücken zu und setzten ihre Gespräche fort.

Er hörte ein Stöhnen und stellte fest, dass es aus seinem eigenen Mund kam. Schnell machte er einige weitere Schnitte. Diesmal knapp oberhalb des Nabels. Ein Zickzackmuster wie ein Diamant. Sein Kopf tat weh. Alles tat ihm weh.

Nicht auszuhalten.

Er ließ sich aufs Bett fallen.

Drei Jahre Gleichgültigkeit. Drei Jahre Hohn.

Drei Jahre lang SIE sehen und wissen, dass SIE dem Kriegsherrn gehörte.

Drei Jahre lang der Witz der gesamten Akademie: Unter all den Leuten mit ihren Multimedia-Installationen und abstrakten Kritzeleien war er der Schwachkopf, der gegenständlich malte. Sogar die Lehrer verachteten ihn.

Drei Jahre ohne Respekt. Nur Gekicher und kaum verhohlene Spötteleien über seine schönen, sorgfältig und mit fotografischer Genauigkeit gearbeiteten Bilder. Banausen, die das eine Ende eines Pinsels nicht vom anderen unterscheiden konnten. Mistkerle, die kein Bild hätten malen können, und wenn es um ihr Leben gegangen wäre. Trendversessene, hirn- und niveaulose Kunstverhunzer, allesamt.

Was gab ihnen das Recht, ihn wie Dreck zu behandeln?

Sein Eindruck war, dass sie unter dem Einfluss des Löwen, der Hexe und des Kriegsherrn standen, deren Coolness sprichwörtlich war. Sie dachten, er hätte das nicht mitgekriegt. Aber er hatte.

Selbst SIE war nicht ganz frei davon. Er hatte sehr wohl bemerkt, wie SIE einen der beiläufig grausamen Witze der Hexe mit einem Grinsen quittierte.

Aber er hatte IHR vergeben. Er würde IHR alles vergeben.

Selbst das, was SIE an diesem Morgen getan hatte.

Wochenlang hatte er an dem Porträt gearbeitet, auf dickem Papier, mit den winzigen Pinseln, die er sich extra dafür besorgt hatte. Seine Augen schmerzten noch vom Starren auf die winzigen Details. Aber das Ergebnis entschädigte für alles.

Es war perfekt. Der Gedanke, das Bild aus der Hand zu geben, schien unerträglich, aber es musste sein. Wenn SIE es sah, würde SIE endlich verstehen, wie er fühlte.

Er hatte es in ihr Postfach gelegt und gewartet. Sie hatte den Raum zusammen mit der Hexe betreten. Keine von beiden bemerkte ihn in seinem Versteck hinter dem Drehständer mit Prospekten. Sie überflog einige Rundschreiben, legte sie zur Seite und zog schließlich das Bild hervor. Doch das tat sie genau in dem Moment, in dem die Hexe zur Pointe ihrer Geschichte kam.

Sie brach in johlendes Gelächter aus und würdigte das Porträt kaum eines Blickes, bevor sie es zu dem anderen Abfall in die Tonne beförderte.

»Irgendwas Interessantes?«, fragte die Hexe.

»Der übliche Mist. Kneipenreklame und irgendwas, das aussah wie eine Einladung zur Nacht der Amateure im Frisiersalon an der Ecke.«

»Kostenloser Haarschnitt? Würd ich mir nicht entgehen lassen. Lass mal sehen!« Die Hexe fischte das Porträt aus der Tonne. »Das ist keine Reklame, sondern was Gemaltes, ein komisches kleines Bild. Sieht aus wie du.«

»Ich bitte dich!« Sie blickte der Hexe über die Schulter und prustete los.

»Vielleicht ein heimlicher Verehrer.«

»Gruselig.«

Sie knüllte es zusammen und warf es zurück in die Tonne.

Danach waren die beiden verschwunden.

Als die Luft rein war, hatte er sein Bild an sich genommen und war in sein Zimmer gegangen.

Er hatte nicht mehr aufhören können zu schneiden und zu schlitzen.

Sie hatte sich verhärtet. Weil sie ständig mit diesen Idioten zusammen war. Und wenn sie wusste, dass das Bild ein Geschenk von ihm gewesen war? Selbst wenn sie nicht mit dem Kriegsherrn zusammen gewesen wäre, sie wäre nie mit ihm gegangen. Keine wäre das. Was hatte er schon zu bieten? Absolut nichts. Er war ein wertloses Stück Scheiße, würde es nie zu etwas bringen. Das hatte er immer zu hören bekommen.

Er begann an den Armen. Die verschonte er sonst, Narben verrieten einen. Doch heute scherte er sich nicht darum. Warum auch? Sein Messer folgte den zarten Andeutungen von Blutgefäßen an den Handgelenken. Warum nicht gleich richtig? Warum nicht diesem Elend ein Ende bereiten? Würde es irgendjemandem etwas ausmachen? Er erinnerte sich

an das große Palaver um den Tod von Henry Moore. Oder Warhol. Mit Lobreden bedacht. Heiliggesprochen. Obwohl sie, wie unzählige andere in den vergangenen fünfzig Jahren, schuld waren am Tod der wahren Kunst. Und er? Niemanden würde es kratzen, wenn ein unbekanntes Fossil, das Malerei so liebte, wie sie früher war, verschied. Wirklich niemanden. Warum die Sache also nicht zu Ende bringen?

Warum nicht Schluss machen?

Bevor er es sich anders überlegen konnte, stieß er die Klinge tief in seinen Unterarm. Es tat weh, aber es war ein schöner Schmerz. Ein gutes Gefühl. Er legte sich zurück auf sein Kissen, ließ das gute Gefühl durch sich hindurchströmen und wartete auf das Vergessen. Als er das Blut aus sich heraus und auf das Laken sickern sah, begann er ein letztes Mal Buch zu führen.

Er listete alles auf.

Die Zeit, als ...

Die Zeit, als ...

Damals, als ...

Undeutlich hörte er, wie seine Zimmertür aufgestoßen wurde und jemand sagte: »Ey, Wichser, is' noch Shit da?«

Danach Stille, gefolgt von: »Verdammte Scheiße!«

Dann, endlich, Frieden.

Ich glaube nicht an Geister. Und doch habe ich gestern Abend einen gesehen. Es war der Geist meines verstorbenen Mannes Rob. Er blickte von draußen nach drinnen. So, wie er sich zu Lebzeiten selbst betrachtet hatte. Der Abend war sein Sieg auf der ganzen Linie. Robs Triumph. Vielleicht hatte ihn das aus der Unterwelt zurückgeholt.

Als Larry L'Éstrange, Robs Händler – oder »Galerist«, wie er neuerdings lieber genannt werden möchte –, mit dem Vorschlag kam, eine Gedächtnisausstellung einzurichten, hatte ich abgelehnt. Nicht, weil ich die letzten Bilder meiner verstorbenen Liebe der Welt vorenthalten wollte. Eher, weil ich die Vorstellung, von ihnen getrennt zu werden, unerträglich fand. Sie waren alles, was mir geblieben war – abgesehen von Danny und Anna.

Am Ende hatte Larry mich schließlich doch davon überzeugt, dass eine Ausstellung noch nicht den Abschied von den Werken bedeutete. Sie sollten gezeigt werden, und erst später würde man sie – sollte ich dazu bereit sein – den Leuten zum Kauf anbieten, die sie während der Ausstellung gesehen und schätzen gelernt hatten. Da Larry Londons renommiertester Kunsthändler ist, wäre es töricht gewesen, seinen Rat in den Wind zu schlagen.

Und so stand ich gestern Abend in Larrys neuer, weißer, kirchenschiffgroßer Galerie in Hoxton und blickte auf Londons Kunstwelt, die auf sich selbst blickte und, gelegentlich, einen Blick auf Robs letzte Bilder warf.

Rob wäre stolz gewesen angesichts des Besucherandrangs. Ich hätte diesen gern auf die Perfektion seiner Arbeiten zurückgeführt, doch ich weiß, dass nicht wenige wegen der Umstände gekommen waren, die während der letzten anderthalb Jahre im Leben von Robin Thorn eine Rolle gespielt hatten: sein tragischer Tod bei einem Unfall mit Fahrerflucht und der versuchte Mord an seiner Frau und seiner Tochter – Anna und mir. Ich stand mit meinen Kindern in einer Ecke des riesigen Raumes und war mir der Tatsache wohl bewusst, dass wir aufmerksamer betrachtet wurden als die Bilder meines Mannes.

Höchst bedauerlich, denn ihr Anblick war sensationell.

Larrys neue Galerie war im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als Konservenfabrik erbaut worden. Beim Umbau, der in den Händen eines trendbewussten Architekten gelegen hatte, waren die Jugendstil-Eisenkonstruktionen alle erhalten geblieben. Am beeindruckendsten waren die langen Reihen reich verzierter schmiedeeiserner Säulen, die sich diagonal durch die riesige Halle zogen. Der Vergleich mit einem Kirchenschiff war durchaus angemessen. Dies war der geheiligte Raum der neuen Religion des Geldes, das verführerisch in seiner Verkleidung als Kunst posierte.

Die Bilder hingen an den Außenwänden, monumentale Arbeiten, ausgeführt in sorgfältigster Gegenständlichkeit. Rob hatte den Grundstein seiner Berühmtheit damit

gelegt, dass er immer wieder geschlossene Türen malte.

Gelehrte Kunstkritiker hatten diverse Artikel verfasst, in denen darüber spekuliert wurde, warum die Türen verschlossen waren.

Sie hätten ihren großen Tag gehabt bei dieser letzten Ausstellung von Rob: Auf allen Bildern waren die Türen ein Stück weit offen.

Nicht weit, nur einen Spaltbreit. Kaum mehr als für einen flüchtigen Blick auf die Welt dahinter. Aber geöffnet.

Ich entschied mich, den Geist weder Anna noch Danny gegenüber zu erwähnen. Sie hielten mich ohnehin für verrückt, da brauchte ich nicht noch Übernatürliches ins Spiel zu bringen. Ich begnügte mich damit, sie auf die unterschiedlichen Grüppchen von Reichen und Berühmten aufmerksam zu machen, die es an diesem warmen Sommerabend für angebracht gehalten hatten, Robs letzte Ausstellung mit ihrer Anwesenheit zu beehren. Nicht, dass meine Kinder leicht zu beeindrucken wären. Der Anblick des obersten Chefs der Tate Gallery im Gespräch mit Medien- und Immobilientycoon David Borodino bedeutete ihnen rein gar nichts. Die reichlich und in verschwenderischer Vielfalt angebotenen Canapés schienen weitaus aufregender zu sein als der Moment, als Skandalkünstlerin Tracey Emin Danny aus Versehen ihr Getränk über das Hemd goss, und nur einen kurzen Moment lang konnte ich beobachten, wie Anna etwas von ihrer Coolness einbüßte, nämlich als sie meinte, den Sänger der gerade angesagten neuen Boygroup in der Herrentoilette verschwinden zu sehen.

»Geh ihm nach, Danny!«

»Und was soll ich sagen?«

»Woher soll ich das wissen? Was Typen auf'm Klo halt so sagen.«

»So was wie: Ziemlich dicker Schwanz, den du da rumschleppst, wollen wir tauschen?«

»Sei nicht so primitiv!«

In diesem Augenblick tauchte Gillian Gerard auf, Kunstkritikerin des Correspondent und Vorwortverfasserin für Robs Ausstellungskatalog. Im Laufe der vergangenen Monate hatten wir uns angefreundet, und nun steuerten wir auf die Phase größerer Lebensenthüllungen zu, die nächste Stufe weiblicher Vertrautheit.

Sie blickte Anna und Danny nach, wie sie sich auf der Suche nach etwas Essbarem einen Weg durch die Menge bahnten.

»Sieh dir nur diese Frau an, wie sie Danny anstiert. Sie scheint ihn förmlich aufzufressen. Wann, hast du gesagt, wird er achtzehn?«

»Im September. Drei Tage nach Annas fünfzehntem Geburtstag.«

»Er hat versucht, mir den Unterschied zwischen Hip-Hop, Rap und Garage House beizubringen, inklusive aller Verdienste und Mängel der jeweiligen Stilrichtung. Er war sehr geduldig mit mir. Er hat mir sogar eine Demonstration anhand von Musikbeispielen angeboten, sollte ich mal zum Tee bei euch sein.«

»Eine besondere Ehre, denn für ihn sind Leute über zwanzig, was den Musikgeschmack angeht, nicht mehr zu retten. Wir sollten uns sofort zum Tee verabreden ...«

»Mein Gott, hoffentlich denkst du jetzt nicht, ich hätte nach einem Anlass für eine Einladung bei euch gesucht.« Sie lachte, kaschierte damit aber auch eine gewisse Verlegenheit, denn unsere gerade erst erblühende Freundschaft hatte sich bislang in

diversen Cafés und Weinlokalen in Galerienähe abgespielt und zeichnete sich eher durch eine gewisse Oberflächlichkeit aus. Entstanden ist sie aus dem gemeinsamen Wunsch, etwas für Rob zu tun, sowie der Tatsache, dass wir einen ähnlichen Sinn für die Absurditäten des Daseins haben. Schon manches Mal war ich im Begriff gewesen, sie zum Abendessen einzuladen, und hatte es dann doch nicht getan. Ich fragte mich nach den Gründen. Lag es daran, dass Gillian eine hoch angesehene Kunstkritikerin war und ich mich nicht anbieten wollte? Oder zögerte ich, weil ich das Gefühl hatte, dass sich hinter ihrer zur Schau gestellten Offenheit ein zutiefst in sich gekehrter Mensch verbarg, der an mehr als einer oberflächlichen Arbeitsbeziehung nicht interessiert war?

Vielleicht signalisierte ich ja auch selbst so etwas wie »Bis hierher und nicht weiter«. Ich war so sehr darauf aus, dem Mitleid der anderen zu entkommen, selbstbewusst zu erscheinen und alles unter Kontrolle zu haben – wohin ich auch ging, wen ich auch traf –, dass sie mich womöglich für jemanden hielt, dem nichts an einer neuen, ernsthaften Freundschaft lag. Wenn das der Fall war, musste ich wohl einiges richtigstellen, denn seit Robs Tod hatte ich meine wahren Freunde mehr denn je schätzen gelernt.

»Sei nicht albern, ich wollte dich schon seit einer Ewigkeit einladen.«

Sie lächelte. Ob sie mir glaubte oder nicht, war schwer zu sagen. »Abgemacht – unter der Bedingung, dass Danny mir etwas auf der Gitarre vorspielt.«

Gillian kommt mit jungen Leuten extrem gut aus. Ihre Fähigkeit, sich auf deren Erfahrungswelt einzustellen, ist einer der Gründe für ihren legendären Ruf als Entdeckerin wegweisender neuer Kunst. So unterscheidet sie sich von vielen gleichaltrigen Kritikern, die dabei stehengeblieben sind, jene Kunstrichtungen hochzuhalten, die zu ihrer Zeit angesagt waren.

Sie hat keine eigenen Kinder, und wir sind schon fast an dem Punkt, wo ich sie nach den Gründen fragen könnte. Doch wann immer unsere Gespräche sich diesem Thema nähern, spüre ich ihr Ausweichen und habe nicht den Mut, weitere Nachforschungen anzustellen. Allerdings sagt man ihr nach, dass sie junge, unerfahrene Maler und Schreiber unter ihre Fittiche nimmt, die bei ihren Versuchen, im trüben Tümpel der Londoner Kunstwelt Boden unter die Füße zu bekommen, noch häufig straucheln.

»Wie gefällt dir die Ausstellung?«

»Ausgezeichnet, Rob wäre begeistert – und er hätte deinen Katalogtext sehr zu schätzen gewusst.«

»Was du mir da erzählt hast, von der Abreise aus Trinidad und dem Aufwachsen in Heimen, das erklärt die Bilder sehr gut. Wenn man davon weiß, natürlich. Ich frage mich, was mit den Türen passiert wäre, wenn er am Leben geblieben wäre? Wie weit hätten sie sich geöffnet? Was denkst du?«

Bis zu diesem Augenblick hatte ich meine Gefühle unter Kontrolle gehabt. Ja, ich war eigentlich ziemlich unbeteiligt geblieben. Erst Gillians Anteilnahme brachte die Fassade ins Wanken. Rob war nicht mehr da. Er würde nie hören, wie die großartige Gillian Gerard ihn einen der herausragenden Maler seiner Generation nannte. Er würde nie sehen, wie sein Bild Die Todestür, eine seiner letzten Arbeiten, wichtige Gegenwartskünstler und Galeristen dazu brachte, in eine erregte Debatte über das Mysterium des Todes einzutreten. Und er würde nie erfahren, dass Mike Mason, sein bester Kumpel in der

Kunstakademie und heute einer der Superstars der zeitgenössischen Kunst, extra aus Los Angeles angereist war, um seiner Vernissage beizuwohnen. Ich entdeckte Mike, kaum dass er die Galerie betrat. Man konnte ihn nicht übersehen. Mit seinen fast zwei Metern Länge und der blonden Mähne war er in jeder Hinsicht überlebensgroß. Anna stürmte zu ihm hinüber, und ich musste lächeln, als ich sah, wie er sie zur Begrüßung durch die Luft wirbelte und ihr Entzückensrufe entlockte.

Er wirkte so lebendig.

Und Rob war so tot.

»Glaubst du an Geister?«

Gillian zog die Augenbrauen hoch.

»Was, wenn ich dir erzählen würde, dass ich Robs Geist gesehen habe, wie er durch ein Fenster hier hereinstarrte? Würdest du mich für verrückt erklären?«

In den teilnehmenden Blick ihrer blauen Augen mischte sich tiefe Traurigkeit.

»Ich habe Peter nach seinem Tod dreimal in der Northern Line der U-Bahn gesehen, zweimal im Victoria-and-Albert-Museum, einmal, wenn auch nur flüchtig, im Selfridges-Supermarkt und ich weiß nicht wie oft beim Betreten des Metzgerladens in der Lamb's Conduit Street. Und das war seltsam, denn er war sein Leben lang Vegetarier.«

Gillians Mann, Psychologieprofessor am Londoner University College, starb vor fünf Jahren völlig unerwartet an einem Schlaganfall. Er war sechzig, als er starb, ein Jahr älter als Gillian, und sie fühlte sich damals so verlassen, dass sie sich ins Bett legte und drei Monate lang nicht mehr aufstand. Normalerweise sprach sie nicht über ihn, und deshalb war diese Enthüllung in all ihrer Gelassenheit bemerkenswert.

»Du hältst es also für Wunschdenken?«

»Nun, ich gehe wohl nicht ganz falsch in der Annahme, dass du wünschtest, Rob wäre hier, oder?«

»Es wäre mein sehnlichster Wunsch.«

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. »Na, das sagt doch alles.«

»Hallo, Gillian.« Die Stimme kam von ziemlich weit unten.

Gillian lachte. »Leni! Ich bin so froh, dass Sie kommen konnten. Rosa – darf ich dir Leni Deng vorstellen. Sie macht den Veranstaltungskalender beim Correspondent und hat seit kurzem ihre eigene Kolumne im Dame-Magazin. Das will schon was heißen, wenn man noch so jung ist.«

Ein schwächliches Persönchen blickte zu uns auf. Die ausgeprägte Kinnpartie ihres Allerweltsgesichts passte nicht ganz zu den mandelförmigen samtschwarzen Augen und dem makellosen, wenn auch etwas dick aufgetragenen Make-up. Ihre knabenhafte Gestalt steckte in einem enganliegenden, hypermodernen Etwas, und ihr Tribut an die Szene war der schulterlange schwarze Bob mit der obligatorischen roten Strähne.

»Leni, darf ich Ihnen Rosa Thorn, die Ehefrau von Rob, vorstellen?«

»Ich liebe die Arbeiten Ihres Mannes.« Ihre Stimme war tief und rauh, passte gar nicht zu ihrem zierlichen Körper.

»Danke.«

»Eigentlich wollte ich Sie um einen Gefallen bitten, Mrs. Thorn«, sagte sie mit flehendem Blick von unten herauf. »Würden Sie mir für Dame ein Interview über Robin geben?«

Dame ist derzeit das tonangebende Blatt. Die topaktuelle Mischung aus Mode, Stil und Trends macht die Zeitschrift zur Pflichtlektüre für jede Großstädterin.

»Aber natürlich, gern.«

»Das find ich toll!« Doch gleich darauf veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Sie wandte sich an Gillian. »Ich hoffe doch, ich trete hier niemandem auf die Füße. Ich möchte wirklich nicht in fremden Teichen fischen.«

»Interviews sind nicht mein Ding, das wissen Sie doch, meine Süße. Mein Motto war schon immer: Zeigt mir die Werke, und ich zeig euch die Person dahinter. Bei Interviews stehen sich die riesigen Egos der Künstler nur selbst im Weg.«

»Wow, das hat gesessen, danke.«

»Damit warst doch nicht du gemeint, Rosa, du Dummkopf! Ich lasse es bei dem Text im Katalog bewenden. Machen Sie das Interview, Leni.«

Leni war außer sich vor Begeisterung. »Von dem, was ich schreibe, könnte ohnehin nichts je an Ihre Artikel heranreichen.« Dann drehte sie sich zu mir. »Wenn es mir vergönnt wäre, auch nur einen solchen Text über Kunst hinzukriegen, könnte ich in Frieden sterben.«

Ohne Zweifel war sie eine von Gillians ehrgeizigeren Schützlingen.

»Jetzt mal langsam«, bremste ich sie. »Wenn Sie so weitermachen, blähen Sie Gillians Ego noch derart auf, dass sie nicht mehr durch die Tür kommt.«

»Rosa ist bloß eifersüchtig, Leni. Gebt mir ruhig mehr davon – ich liebe es«, meinte Gillian.

»Das würde dir so passen, du miese alte Hexe.« Ein Mann drängte sich in Gillians Nähe. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein schwarzes Haar zerzaust und sein durchaus schön zu nennendes Gesicht durch einen Bewuchs verunstaltet, der über die Länge eines Dreitagebartes längst hinaus war, ohne jedoch schon ein wirklicher Bart zu sein. Der Mann trug ein fleckiges Sweatshirt und ausgefranste Jeans, sein Atem stank nach Alkohol. »Wie ist es so, wenn die anderen einem immer den fetten Hintern lecken?«, fuhr er fort. »Da glaubt man wohl, man hätte das Recht, über den Rest von uns die Müllkübel auszuschütten? Geht einem eigentlich einer ab, wenn man das Lebenswerk von anderen in den Dreck zieht?«

Plötzlich war ich in einem anderen Film.

»Ihr wisst wohl nicht mal, wer ich bin, oder?«

»Es tut mir schrecklich leid, aber ...«

»Welche Scheißironie: zerstört mein Leben und hat keinen Schimmer, wer ich bin.«

Es sah aus, als würde er jeden Moment auf sie losgehen. Während meines letzten Engagements als Lehrerin war uns von den Gewerkschaftsvertretern immer geraten worden, uns bei Streitigkeiten nicht einzumischen, denn es bestand die Gefahr, dass wir entweder selbst die Prügel abkriegten oder von den Eltern der Streithähne vor Gericht gezerzt wurden. Aber der nur allzu menschliche Drang, die Ordnung wiederherzustellen, ließ uns diese Warnung normalerweise in den Wind schlagen.

Also packte ich den Mann bei seinem schmutzigen Sweatshirt.

»Jetzt mal langsam!«

»Steve!« Die Stimme von Caroline Sanders, Larrys Assistentin, veränderte die Situation

schlagartig. Der Mann wich zurück.

»Komm jetzt.« Caroline nahm ihn beim Arm und führte ihn in Richtung Galerie-Büro; auf halbem Weg drehte sie sich noch einmal um und murmelte eine Entschuldigung. Das Ganze hatte nur ein paar Sekunden gedauert. Niemand außer uns hatte von dem Vorfall Notiz genommen. Der Geräuschpegel fröhlicher Geselligkeit blieb unvermindert hoch. »Was sollte denn das?«, fragte ich schließlich.

»Alles in Ordnung, Gillian?« Lenis rauhe Stimme zitterte.

Gillians Gesicht war totenbleich. »Steve Pyne«, sagte sie nur. Der Name klang vertraut. »Der Videokünstler?«

»Ja. Ich habe vor kurzem seine Ausstellung in der Ikon-Galerie in Birmingham besprochen. Nicht sehr wohlwollend.«

»Na und? Denkt er, nur weil er Künstler ist, kann er sich wie ein wütendes Kleinkind aufführen? Dem werd ich gehörig die Meinung geigen!«

»Lass es gut sein, Rosa. Er ist ja besoffen wie ein Haus. Wenn er wieder zu sich kommt, wird ihm die Sache schrecklich peinlich sein – falls er sich überhaupt daran erinnert.«

Gillian reagierte bei weitem verständnisvoller, als ich es an ihrer Stelle jemals fertiggebracht hätte.

In diesem Moment tauchte Caroline wieder auf. Auf den ersten Blick ist sie der Typ, den jeder kennt: das Mädchen aus besseren Kreisen, das in einer Galerie für Peanuts die ganze Arbeit macht, bevor es standesgemäß heiratet und sein weiteres Leben auf dem Land verbringt. Aber im Unterschied zu anderen Frauen ihrer Art, die nur die Zeit absitzen, bis Mister Richtig auftaucht, liebt Caroline ihren Job. Für Larry ist sie ein Goldschatz, denn sie steuert zu seinem Unternehmen nicht nur Intelligenz und Format bei, sondern verleiht ihm zusätzlich ein menschliches, mitfühlendes Herz. Zudem verkörpert sie den notwendigen Gegenpol zu Julian, Larrys anderem Assistenten, dessen hündische Unterwürfigkeit dem Chef gegenüber nicht selten ernsthafte Krisen auslöst. Für Caro, wie sie von allen genannt wird, ist die Arbeit hier kein Job, sondern eine Aufgabe mit Zukunft, denn eines Tages will sie ihre eigene Galerie eröffnen. Und dann sollte Larry auf der Hut sein, denn sie ist diejenige, mit der ich bei den Vorbereitungen zu Robs Ausstellung am engsten zusammengearbeitet habe, und dabei habe ich größten Respekt für ihren gesunden Menschenverstand wie auch für ihre anhaltend gute Laune entwickelt. Von guter Laune war momentan allerdings nichts zu spüren. »Es tut mir unendlich leid, Gillian. Steve macht eine schreckliche Zeit durch.«

»Dafür kannst du doch nichts, Caro«, seufzte Gillian. »Es ist an mir, den Kopf einzuziehen, wenn Künstler, bei denen die Nerven blankliegen, meine Artikel nicht mögen. Das gehört zu meinem Job. Steve ist bei Larry unter Vertrag, oder?«

»Bis letzte Woche. Larry hat ihn rausgeschmissen.«

»Ah, ja.«

»Er denkt, dass dein Artikel daran schuld ist, aber das stimmt nicht.« Caroline zögerte.

»Steve hat Probleme mit dem Alkohol. Er hat sich damals schon im Groucho Club randvoll gesoffen, ist dann bei unserem zweiten Laden in der Vigo Street eingelaufen und hat dort sämtliche Leute beleidigt, darunter einige unserer wichtigsten Kunden. Lange Zeit war Larry Steves loyalster Verteidiger, doch letzten Dienstag hat Steve das Fass zum

Überlaufen gebracht. Larry war zu Ohren gekommen, dass Steve herumlief und behauptete, Larry hätte ihn um eine ganze Menge Geld betrogen. Die Wahrheit ist aber, dass Larry Steve mehrere tausend Pfund geliehen hatte, damit er sich zwischen den einzelnen Ausstellungen über Wasser halten konnte. Na, jedenfalls hatte Larry genug und warf ihn raus. Ich mag Larry wirklich sehr, aber er kann ganz schön nachtragend sein. Ein Wort von ihm, und Steve wird bei keinem anderen Händler mehr unterkommen.«

»Klingt, als ob es ein Glücksfall wäre, dass ihr ihn los seid«, meinte ich.

»Für die Galerie schon. Für mich nicht. Wir sind ein Paar.«

O Gott, da war es: Rosa Thorns erstes Fettnäpfchen an diesem Abend. Wahrscheinlich nicht ihr letztes. Ich hatte schon immer die unangenehme Fähigkeit besessen, direkt auf solche Näpfchen zuzugehen und zielsicher hineinzutreten. Doch woher hätte ich wissen sollen, dass unsere Caro, hausbacken wie sie war mit ihren Tweedkostümen und Haarbändern, auf einen ungeschliffenen Rüpel wie Steve Pyne hereinfliegen konnte? Sie bemerkte meine Überraschung. »Sie sind nicht die Erste, die sich fragt, warum jemand, der so konservativ erscheint wie ich, sich auf einen so wilden Typen einlässt. Das kommt daher, dass Sie den wahren Steve nicht kennen. Hinter all der Wut verbirgt sich eine mitfühlende und sensible Persönlichkeit. Außerdem fand ich Begabung schon immer faszinierend, und Steve hat eine ganze Menge davon.«

»Du hast mir nie von ihm und eurer Beziehung erzählt.«

Caroline schenkte mir ihr sanftes Lächeln. »Du hast mich auch nie danach gefragt.«

Plötzlich tauchte Julian neben uns auf. »In etwa fünf Minuten wird Larry seine Rede halten. Könnt ihr euch also bitte unter die anderen Gäste mischen? Und seht zu, dass alle zuhören, wir wollen nicht noch einmal so ein Debakel erleben wie in der Vigo Street.« Er wandte sich an mich. »Larry musste sich auf einen Tisch stellen, um sich Gehör zu verschaffen. Wie würdelos!«

Er eilte davon, und wir beobachteten, wie er überall seine Honneurs machte, ein magerer Körper in einem glitzernden Dinnerjacket; er schwirrte zwischen den Leuten umher wie eine Libelle über einem See. Caroline folgte ihm.

Von der anderen Seite des Raums winkte mir Mike Mason zu.

»Ich muss schnell Mike begrüßen«, sagte ich zu Gillian. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Gillian lachte. »Es braucht schon ein bisschen mehr, um ein altes Schlachtrösschen wie mich aus der Fassung zu bringen. Und ich will mir sowieso noch bei Leni den neuesten Dame-Tratsch abholen.«

Mike redete gerade mit Jess Mackenzie, meiner ältesten und besten Freundin. Sie kannten einander noch aus der Zeit, als wir zusammen auf dem College waren. Jess und ich machten Schauspiel, Rob und Mike waren an der Kunstakademie.

»Na hallo, Rosy! Komm, gib uns einen Kuss.«

Mike hatte schon immer eine enorme Ausstrahlung. Selbst in der Zeit, als er noch nicht reich war und ums Überleben kämpfen musste, konnte er ein ganzes Zimmer zum Leuchten bringen. Und Reichtum und Erfolg hatten ihm zusätzlich Eleganz und Besonderheit verliehen. Mittlerweile hatte sein Englisch einen amerikanischen Akzent, alle seine Sätze endeten in einer höheren Tonlage, und er trug seine Sonnenbräune ebenso wie seine Westküsten-Selbstsicherheit dermaßen zur Schau, dass es einem fast zu

viel werden konnte. Aber eben nur fast.

»Wie lange ist es her, meine Kleine? Viel zu lange.« Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. »Es tut mir in der Seele weh, dass ich nicht zur Beerdigung überkommen konnte. War wieder mal so eine Sache. Sie haben den neuen Anbau einer Kunstschule in Nevada nach mir benannt. »Michael-Mason-Trakt«! Cool, was?«

»Jetzt bist du ja hier«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. Ich hatte ganz vergessen, wie Mikes Eitelkeit mich auf die Palme bringen konnte. Trotzdem tat es gut, ihn wiederzusehen. Jess schien es ähnlich zu gehen; ich bemerkte ein gänzlich neues Glitzern in ihren Augen.

»Wir sind nicht dazu da, euch Amerikanern ständig Beifall zu klatschen, Michael Mason. Rosa und ich haben euch schon gekannt, Rob und dich, als ihr nur abwechselnd zum Unterricht gehen konntet, weil ihr euch ein Paar Schuhe teilen musstet.«

Mike seufzte.

»Der Prophet gilt nichts im ... bla, bla, bla.« Dann wurde er ernst. »Die Ausstellung ist eine Sensation. Das Beste, was ich je von Rob gesehen habe. Nicht zu fassen, dass ...« Ihm versagte die Stimme. Ich legte einen Arm um ihn und einen um Jess, und wir hielten uns aneinander fest: drei Menschen mittleren Alters in der Erinnerung an die Zeit, als sie zwanzig waren und zu viert und das ganze aufregende, unbekannte Leben noch vor sich hatten.

Lautes Geschrei scheuchte uns auf. Im Vergleich zu der Attacke auf Gillian war Steve Pynes neuer Versuch, den Abend zu ruinieren, weitaus wirkungsvoller.

Es wurde mucksmäuschenstill in der Galerie, als er auf Larry L'Estrange losging.

»Meine Arbeiten sind also nicht gut genug für dich, Arschgesicht? Weißt du was? Darauf ist geschissen. Ich will nur die Kohle zurück, die du mir schuldest, du parasitärer Halsabschneider.«

Caroline wollte ihn wegzerren, doch er holte aus und schmetterte ihr seinen Ellbogen direkt ins Gesicht.

»Genug jetzt!«

Das war David Borodino.

Nicht, dass er Steve irgendwie beeindruckt hätte.

»Hört die Stimme des Volkes! Wie viele arme Schlucker müssen eins von deinen Schundblättern kaufen, bis du genug Geld für auch nur ein Bild von einem ziemlich toten Scheißkünstler zusammen hast?« Dabei zeigte er auf Robs Gemälde. »Das ist meine verdammte Meinung von dir, du mieses Kapitalistenschwein.«

Er goss seinen Rotwein über dem Millionär aus.

Es war förmlich zu hören, wie alle den Atem anhielten. Auf Borodinos nassem Gesicht lag der Ausdruck kalter Wut.

»Steve, bitte!« Erneut versuchte Caroline, ihn zurückzuhalten, doch er stolperte schon in Richtung Ausgang und die Menge teilte sich wie einst das Rote Meer.

Da bemerkte er Leni Deng. Er sprang auf sie zu und packte sie. Noch einmal versuchte Caroline einzugreifen.

»Steve ...«

»Hau ab! Ich hab genug von deinem Geklammer und Gejammer. Du vertrocknete alte

Pflaume, dein Haltbarkeitsdatum ist längst überschritten. Zur Abwechslung wäre eine orientalische Pussy mal was Nettes. Gib schön Küsschen, Tigerlily!«

Er presste seine Lippen auf die von Leni und begrapschte gleichzeitig ihre Brüste. Und das brach schließlich den Bann, der sich über den gesamten Raum gelegt hatte. Ein Kellner, der nach vorn geeilt war, zog Steve von Leni weg und versetzte ihm einen kräftigen Schlag. Er lag noch auf den Knien, als Larrys Sicherheitsleute erschienen und ihn hinaus auf die Straße schoben. Caroline, mit der Gesichtsfarbe eines besonders eindrucksvollen Sonnenuntergangs, brachte Leni ins Hinterzimmer, während Larry unter besänftigenden Worten mit David Borodino in seinem Allerheiligsten verschwand und Julian in höchst offiziellem Ton alle Anwesenden wissen ließ, dass alles unter Kontrolle sei.

Ein ziemlich toter Scheißkünstler?

Notiz an das eigene Ich: Steve Pyne kommt nicht auf die Liste für den Weihnachtskartenversand.

»Erinnere mich bitte daran, dass ich Caroline rate, sich einen neuen Typen zu suchen«, raunte ich Jess zu.

»Niemand wird die Eröffnung von Robs letzter Ausstellung so schnell vergessen«, sagte Mike.

Und er sollte recht behalten. Einige hatten sich bereits nach draußen begeben und verbreiteten die Neuigkeiten via Handy. Durch das große Galeriefenster sah ich sie hin und her gehen, lachen und heftig gestikulieren.

Würde Robs Geist sich an Steve Pyne rächen dafür, dass er ihm an seinem Abend die Show gestohlen hatte? Natürlich nicht. Rob hätte das Ganze zum Brüllen gefunden und für einen »Teil des prallen Lebens« gehalten, um einen seiner Lieblingsausdrücke zu verwenden.

Nach einer angemessenen Pause tauchte Larry wieder auf und Julian klopfte mit großer Geste an sein Glas. Als es still wurde, begann Larry seine Rede in sanftem, wohl abgewogenem Tonfall, der von den Wänden des riesigen Raums als Hall zurückgeworfen wurde.

»Wir freuen uns sehr, dass Sie heute Abend hierhergekommen sind, um mit uns die hier gezeigten Werke von Robin Thorn gebührend zu feiern. Wie Sie alle wissen, ist Rob im vergangenen Jahr bei einem Autounfall auf tragische Weise ums Leben gekommen. Die Welt ist damit um ein großes aufstrebendes Talent ärmer. Wer vermag zu beurteilen, was er erreicht hätte, wäre er am Leben geblieben? Wir jedoch sind stolz darauf, Ihnen jene Arbeiten präsentieren zu können, die er in den letzten sechs Wochen vor seinem Tod fertigstellte. Wir sind sicher, dass Sie unsere Meinung teilen: Diese Bilder verändern und vertiefen unser Begreifen des Künstlers und seines Œuvres auf ungeheure Weise. Zudem freuen wir uns außerordentlich, Rosa, Robs Gattin, und auch seine Kinder Daniel und Anna, heute Abend hier begrüßen zu dürfen. Ohne die Mitwirkung und tatkräftige Unterstützung von Rosa wäre diese Ausstellung nicht zustande gekommen. Herzlichen Dank dafür, Rosa. Und nun erheben Sie bitte mit mir das Glas im Gedenken an Robin Thorn.«

Als die Kunstwelt meinen Ehemann hochleben ließ, schaute ich durch das große Fenster nach draußen – und da stand er, Robs Geist, getrennt von mir nur durch eine Scheibe

dünnen Glases und das Grab, und blickte herein auf das Fest zu seinen Ehren.

Damals ...

... als der Lehrer sich nicht mehr unter Kontrolle hatte.

»In welchem Jahrhundert lebst du eigentlich? Wenn du die Vergangenheit schon so liebst, dann adaptier sie wenigstens für die Gegenwart!«

Dann hatte der Scheißkerl ihm einen Katalog an den Kopf geworfen. Auf der Titelseite hatte Über das Vergängliche gestanden.

»Lies das. Helen Chadwicks Auseinandersetzung mit der Gattung der Vanitas. Absolut auf der Höhe der Zeit. Völlig im Hier und Jetzt. Nicht dieser altertümelnde Mist, mit dem du jetzt schon seit Jahren hausieren gehst. Das Zeug macht mich ganz krank. Ich möchte dein Gesicht erst wieder in diesem Atelier sehen, wenn du etwas vorweisen kannst, das in dieses Jahrhundert passt.«

Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, gesehen zu werden. Allzu deutlich. Alle starrten ihn an. Es herrschte unerträgliche Stille. Sie waren Schimpfkanonaden von ihren Lehrern gewöhnt, von denen viele selbst unverstandene Künstler waren. Dieser nicht. Er war normalerweise die Beherrschung in Person.

Der Kriegsherr kam zu ihm herüber. Sein teilnahmsvoller Blick war noch schwerer auszuhalten als die übliche Gleichgültigkeit.

»Gib dem Saukerl, was er verlangt. Dann hast du's leichter.«

Er blieb im Atelier zurück, nachdem alle gegangen waren. Er stand unter Schock.

Lauschte dem Klingeln in seinen Ohren. Irgendwann nahm er das Buch zur Hand. Bereits das Titelbild war so eine unsägliche Collage. Ein Raum mit einem Schwimmbecken und Säulen ringsherum. Im Becken lagen fotokopierte Bildschnipsel von Frau Chadwick und anderen Gegenständen – Tieren, Früchten, Schmuckstücken. Alle gängigen Symbole der Vanitas, Symbole der Sterblichkeit und des Untergangs. Die Autorin benutzte ihren eigenen Körper als Sinnbild alles Vergänglichen.

So etwas würde er nie fabrizieren.

Sein Körper würde nie ein Kunstobjekt sein.

Mit Sicherheit nicht auf fotokopierten Bilderschnipseln erscheinen.

Das war Mist. Banaler Mist.

Er hatte den Katalog auf den Boden geworfen. Da war sein Blick auf ein Gefäß mit schmutzigem Wasser vom Pinselreinigen gefallen. Er hatte es aufgehoben und die schlammfarbene Flüssigkeit über das geschmackvolle Titelbild gegossen. »So, das nennt man vergänglich.«

Dann war sein Blick auf sein gerade fertiggestelltes Bild gefallen, das noch feucht und verletzlich auf der Staffelei stand. Er hatte die Hand ausgestreckt und mit seinen schmutzigen Fingern über die Leinwand geschmiert.

»Das war's dann.« Damit hatte er den Raum verlassen.

»Gib dem Saukerl, was er verlangt. Dann hast du's leichter.«

Hast du's so gemacht, Kriegsherr?

# Drei

Nach der Vernissage ging es zum gemeinsamen Abendessen. Larry hatte ungefähr zwanzig Leute eingeladen: meine Kinder und mich, Jess, Mike und Gillian, seine beiden Assistenten, einige Sammler, ausgewählte Kunstkenner wie den Moderne-Kurator der Tate, eine Pressefrau und eine Handvoll Kunstkritiker. Leni Deng wurde auf die Schnelle einfach dazu gebeten. Zweifellos wollte Larry sie für den Vorfall mit Steve Pyne entschädigen.

Wir gingen ins Zizz, gleich gegenüber von Larrys Galerie. Es ist eins von diesen Trendlokalen, die während der letzten zehn Jahre für die Massen von Medienleuten aus dem Boden geschossen sind, die ins East End strömen. Larry betrachtet es als sein ganz persönliches Esszimmer, und auch die Kellner, die uns bei der Vernissage bedient hatten, waren von hier gekommen.

Ich wurde zwischen Larry und einen Herrn plaziert, den ich zwar kannte, dem ich aber keinen Namen zuordnen konnte. Er war um die vierzig und teuer gekleidet, ganz in Schwarz. Mit seiner schlanken Erscheinung, dem feingeschnittenen Gesicht und der glatten Haut, die sich auch über den rasierten Schädel fortsetzte, hätte er gut ein etwas älteres männliches Model sein können. Er trug einen jener bleistiftdünnen Bärte mit einer Querverbindung über der Oberlippe. Lenins kapitalistischer Cousin sozusagen. Mir war schon in der Galerie aufgefallen, wie er sich, eingehüllt in eine Wolke des Wohlwollens, durch die Besuchermenge geschlängelt hatte. Er schien allseits beliebt zu sein.

»Zander Zinovieff«, stellte er sich vor. »Ich führe die Galerie Nature Morte, direkt neben Larrys.«

Nature Morte ist in aller Munde. Kein Wunder, dass er mir bekannt vorkam. Über ihn und seine Galerie wird regelmäßig in den Modemagazinen berichtet. Werden irgendwelche Berühmtheiten in ihren Neid erregenden Domizilen interviewt, hängt dort, wie auf den Fotos dokumentiert ist, mindestens eins seiner Bilder. Nature Morte ist der Ort, um schicke Instant-Kunst einzukaufen. Kunst als Tapete für die exklusiven Wohnungen der städtischen Oberschicht. Gebrauchskunst, sagt Gillian, die besonders ätzend über Nature Morte urteilt. »Meine Spezialität sind moderne Stilleben«, fuhr er fort, »Fotografie und Malerei. Allerdings habe ich mich kürzlich entschlossen, mein Sortiment zu vergrößern. Ich werde also auch andere Kunstformen anbieten.«

»Wie interessant«, gab ich heuchlerisch zur Antwort.

Dann suchte ich verzweifelt nach weiterem Gesprächsstoff. Schließlich kam mir Jess zu Hilfe.

Wenn man es Hilfe nennen kann.

Hoherfreut hatte ich bemerkt, dass sie mir gegenüber saß. In dieser obskuren Runde verkörperte sie die Normalität, und ich freute mich schon darauf, später mit ihr gemeinsam den Abend zu sezieren. Momentan war ich mir ihrer allerdings nicht so sicher. Sie hatte schon einiges getrunken und unter Alkoholeinfluss war sie unberechenbar. Mir kamen Robs dreißigster Geburtstag und ein Vorfall mit Table-Dancing, schwarzen Oliven und einem spanischen Kellner in den Sinn. Ich kreuzte meine Finger und belegte das Bild

mit einem Bann.

Sie starrte Zander an.

»Sie erinnern mich an jemanden«, sagte sie extrem laut. »Sind wir uns schon einmal begegnet?«

Zanders lächelte vorsichtig wie jemand, der alkoholbedingte Unwägbarkeit erkennt und blitzschnell vorausberechnet, wie er darauf reagieren könnte.

»Nicht, dass ich wüsste. Was für tolle Ohringe und wirklich passend zu Ihrem Kleid ...« Jess sonnte sich in Selbstgefälligkeit. »Eigentlich wollte ich ein Halsband dazu, aber die Wartezeit beträgt sechs Monate.«

»Sind die Ohringe von Glotch?«

Jess quietschte vor Vergnügen. »Woher wissen Sie das?«

»Der Stil des Hauses ist mir vertraut. Kennen Sie Selena?«

»Selena ...?«

»Die Inhaberin. Sie ist eine Freundin von mir. Ich könnte sie nach dem Halsband fragen. Ziemlich sicher könnte ich ihr eines abluchsen.«

»Mein Gott. Das wäre fantastisch.« Jess geriet in Ekstase. Klunker sind für sie sehr wichtig. Im Stillen nenne ich sie meine kleine Schmuckdohle. »Sind Sie sich ganz sicher, dass wir uns noch nie begegnet sind?« Und dann klickte es bei ihr, und sie lachte hell auf.

»Jetzt weiß ich es. Sie sind Lenin!« Danach wandte sie sich David Borodino zu, der neben ihr saß. »Sieht er nicht wie Lenin aus?« Sie plapperte drauflos, und Borodino hörte ihr in vollendeter Höflichkeit zu.

Zander bedachte mich mit einem entschuldigenden Lächeln. »Wahrscheinlich hat sie letzten Monat den Artikel im Observer gesehen. Viele erinnern sich an Gesichter, vergessen aber den Zusammenhang. Letzthin habe ich genau darüber mit Carol gesprochen und sie meinte, sie wird häufig von Fremden als ihre älteste und beste Freundin begrüßt.«

»Carol ...?«

»Carol Vorderman. Eine nette Kollegin. Kennen Sie sie?«

»Nein, leider nicht.«

»Sie würden blendend mit ihr auskommen. Ich werde sie Ihnen vorstellen.«

Nach einigen weiteren Geschichten über Zanders Freundeskreis aus Reichen und Schönen driftete meine Aufmerksamkeit ab. Ich bekam mit, wie Jess David Borodino ausfragte.

»Haben Sie in letzter Zeit interessante Firmen übernommen?« Sie war schon in nüchternem Zustand ziemlich direkt; was sie allerdings nach diversen Drinks Borodino an den Kopf zu werfen imstande war, darüber mochte ich lieber nicht nachdenken. Ihr ausgeprägtes sozialistisches Bewusstsein hätte ihr nicht gestattet, neben einem unserer größten Kapitalisten zu sitzen, ohne zumindest ein linke Tirade loszulassen.

Allerdings war Borodino den Umgang mit den Jessies dieser Welt gewohnt.

»Ich vermute, Sie sind eine von Rob Thorns ältesten Freundinnen«, sagte er und fuhr fort, sie gekonnt aus der Reserve zu locken. Nicht lange, und die zynische Jess war Wachs in den Händen dieses Mannes.

Ich sah Caroline in Richtung Toiletten gehen. Sie wirkte abgespannt. Ich folgte ihr. Als ich eintrat, benetzte sie gerade ihr Gesicht mit Wasser.